

Wilhelm Pratscher (Hrsg.): Die Apostolischen Väter. Eine Einleitung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009 (UTB 3272). 282 S. EUR 24.90. ISBN 978-3-8252-3272-6.

Die Werke der sog. „Apostolischen Väter“, die sich zeitlich direkt an die Schriften des Neuen Testaments anschließen, üben nach wie vor auf Neutestamentler, Patristiker, Dogmatiker, Althistoriker, Altertumswissenschaftler und theologisch Interessierte jeglicher Couleur eine ungebrochene Faszination aus, stellen sie doch grundlegende Quellen und hochrangige theologische Zeugnisse aus der Zeit des Übergangs vom Neuen Testament zur Alten Kirche dar und gewähren wertvollste Einblicke in die Frühzeit der Kirche.

Im vorliegenden Band, der dem Begründer des „Kommentar(s) zu den Apostolischen Vätern“ (KAV) Kurt Niederwimmer zum 80. Geburtstag gewidmet ist, stellen – nach einer allgemeinen Einführung zum Corpus der Apostolischen Väter durch den Herausgeber – ausgewiesene Fachwissenschaftler in elf umfangreichen Artikeln je einen Vertreter dieser Sammlung vor. Eine Reflexion über die Bedeutung der Schriftengruppe in Vergangenheit und Gegenwart nebst einer Auflistung der Editionen und Übersetzungen in chronologischer Folge sowie ein ausführliches Sachregister runden den stattlichen Band ab. Das Grundlagenwerk ist in der Reihe der Universitäts-Taschenbücher erschienen und will in Gestalt eines Handbuchs vornehmlich Bachelor- und Master-Studierenden der Theologie eine umfassende Einführung bieten. Von daher erklärt sich der weitgehend systematische Aufbau der einzelnen Artikel: Nach einer meist ausführlichen Entfaltung der Überlieferungslage sowie der Erörterung literarkritischer und gattungsgeschichtlicher Fragen liegt ein besonderer Schwerpunkt auf der Darstellung des jeweiligen theologischen Profils der Schriften, aus dem u. a. schließlich Rückschlüsse auf Verfasser, Entstehungsort und Datierung gezogen werden können. Am Ende eines jeden Artikels findet sich eine ausführliche Liste mit weiterführender Literatur zum vorgestellten Werk.

Da die Abgrenzung verbunden mit der zeitlichen und dogmatischen Einordnung der Schriftengruppe alles andere als eindeutig ist, widmet sich der Wiener Neutestamentler Wilhelm Pratscher als Herausgeber des Bandes zunächst der ausführlichen Darstellung der Überlieferungslage des Gesamtcorpus (Handschriften, Drucke). Sehr aufschlussreich ist die tabellarische Zusammenstellung der Editionen und Übersetzungen seit Cotelier (1672; hier taucht erstmals der Sammelbegriff „Apostolische Väter“ auf) bis Ehrmann (2003). Es zeigt sich, dass der von Cotelier edierte Grundstock – Barn, 1/2 Clem, Ign, Polyk, MartPol, Herm – fast allen anderen Ausgaben als Basis dient, das Corpus aber in seiner Zusammensetzung jeweils stark variiert. Neben historischen (nachapostolische Zeit: Ende 1. bis Ende 2. Jhdt.) und theologischen Kriterien (Übereinstimmung mit dem großkirchlichen Standard des 2. Jhdts.) begründet

Pratscher die vorliegende Auswahl mit dem traditionell-pragmatischen Argument, dass sich das Corpus aus den elf hier behandelten Schriften generell durchgesetzt hat. Die Reihenfolge der Behandlung orientiert sich aufgrund der häufig unsicheren Entstehungszeit der einzelnen Schriften an der geläufigen Ausgabe von Lindemann/Paulsen (1992).

Nach dieser einführenden Klärung stellt Jonathan A. Draper, Professor für Neues Testament an der Universität KwaZulu-Natal (Südafrika), als erste Schrift die Didache vor. Er beleuchtet zunächst die komplexe Überlieferungslage und kommt zu der Hypothese, dass es sich bei der Didache um eine Sammlung handelt, die „fortlaufend von einer einzigen Gemeinde verwendet“ (S. 18) wurde. Sie ist dem Autor zufolge am Anfang des 2. Jhdts. in Antiochia anzusiedeln und besteht aus liberalen Judenchristen, näherhin Diaspora-Juden, die in Konkurrenz zum aufkommenden rabbinischen Judentum stehen (S. 22). Den Text auf seine Bedeutung für diese Gemeinde hin zu untersuchen, ist Ziel der Studie (S. 18). Das theologische Profil der Schrift wird zu diesem Zweck deutlich und sehr überzeugend herausgearbeitet: Gott ist der liebende und wohlwollende Vater aller Menschen, dem in der Feier der Eucharistie jeglicher Dank gebührt (S. 24 f.); die Christologie ist geprägt vom Bild des leidenden Gottesknechtes, der die Sünden Israels auf sich nimmt, um das Haus David wiederherzustellen, und zur Nachfolge ruft; der Geist wirkt in Aposteln und Propheten, die als Wanderprediger von außen in die Gemeinde kommen und im Namen Gottes alle Stände für die Berufung vorbereiten. Die auf diese Welt bezogene Hoffnung auf die Wiederherstellung Israels prägt auch die Eucharistiegebete mit ihrem Aufruf zur Wachsamkeit (S. 29 f.). Die Ekklesia schließlich ist die Versammlung der Gemeinde als heiliges Volk Gottes im Anklang an die Versammlung Israels und damit weder Institution noch explizit der paulinische „Leib Christi“ (S. 32). In einer abschließenden „Einschätzung“ hebt Draper die Einzigartigkeit der Theologie der Did hervor, die sich nicht in die üblichen Entwicklungsschemata des frühchristlichen Lebens einordnen lässt (S. 35). Mit dem Fehlen von Einsetzungsworten, ohne Erwähnung von Kreuz, Tod und Auferstehung, Leib und Blut Jesu bleibt die Did ein „rätselhafter Text“, der aber „Einsicht bietet in das früheste Zeitalter jener Bewegung, die Jesus als den Messias Israels sah und die den Schritt gewagt hatte, Heiden in die eschatologische Gemeinde aufzunehmen“ (S. 35). Die schlüssige und überzeugende Analyse Drapers ist eine fundierte und wertvolle Hilfe zur Erlangung bzw. Vertiefung dieser Einsicht.

Nicht minder rätselhaft, eigentümlich und fremdartig erscheint dem unbedarften Leser der Barnabasbrief, dem das folgende Kapitel gewidmet ist. Dessen Autor, der Freiburger Neutestamentler Ferdinand R. Prostmeier, ist durch seinen bereits 1999 erschienenen Kommentar (KAV 8) als Spezialist für die Schrift bestens ausgewiesen. Nach der Skizzierung der Textüberlieferung und Bezeugung – die ausführliche Darstellung findet sich in seinem Kommentar – erhält der Leser einen Einblick in Struktur, Komposition und Textsorte. Sehr hilfreich

ist die auf S. 31 f. gebotene Grob- und Feingliederung, die einen ersten Überblick über den Inhalt vermittelt. In dem „brieflich gerahmten Traktat“ (S. 43) geht es um die Frage nach der eschatologischen Rettung, der Anlass ist ein „Dissens über die soteriologische Bedeutung des Christusereignisses“, wobei Barn von der Absicht geleitet ist, „Glauben und Praxis seiner Bezugsgruppe zu begründen und gegenüber anderen Christen zu profilieren“ (ebd.). In seiner Argumentation schöpft Barn reichlich aus der Überlieferung (AT in griech. Version; außerkanonische Schriften; Testimonien; Zwei-Wege-Traktat). Was die Entstehungsverhältnisse betrifft, setzt Prostmeier die Abfassung mit guten Gründen „zwischen Frühjahr 130 und Februar/März 132“ an, und zwar in Alexandrien, wofür er fünf überzeugende Gründe anführt (S. 46). Den anonymen Verfasser – die Benennung erfolgte erst sekundär zwischen 135 und 175 – vermag allerdings auch der ausgewiesene Kenner nicht zu identifizieren, ordnet ihn aber klug in die Programmatik der Schrift ein: „Seine Identität ist die des authentischen Sachwalters der Paradosis“ (ebd.). Das theologische Profil des Werkes ist ganz von der Soteriologie bestimmt, der die Christologie zugeordnet ist: Alle alttestamentlichen Texte und jüdischen Bräuche (Beschneidung, Sabbat) sind auf Christus ausgerichtet, ohne den es kein Heil gibt und gab. Sehr klar und überzeugend stellt der Autor diese Soteriologie des Barn vor Augen, derzufolge nur die Zeit der Kirche Heilsgeschichte ist: „Heilsgeschichte im Sinne des Barn ist exklusiv Kirchengeschichte“ (S. 52). Konsequenterweise behandelt das nächste und letzte Kapitel die antijüdische Polemik im Barn und ihre Funktion: Distanzierung des Christentums vom Judentum – wobei die Juden allerdings nie beim Namen genannt werden (S. 53) –, „programmatische Entwertung alles Jüdischen“ (S. 56) und Funktionalisierung des Judentums (ebd.) zur Profilierung und Konturierung der eigenen christlichen Identität. „Dem Barn zufolge schließen sich Kirche und Judentum aus“ (S. 57), so die Schlussfolgerung Prostmeiers, der es in seinem Artikel versteht, dem Leser diese sperrige Schrift knapp, kompetent und überzeugend zu erschließen.

Von ganz anderer Art ist 1 Clem., die vermutlich „älteste erhaltene Schrift des Urchristentums außerhalb des Neuen Testaments“ (S. 59), in die der renommierte Wuppertaler Neutestamentler Andreas Lindemann auf den folgenden Seiten umfassend einführt. Das Schreiben der römischen an die korinthische Gemeinde, dessen Echtheit und literarische Einheitlichkeit unbestritten sind (S. 61), wurde in der Alten Kirche vielfach rezipiert (S. 60f.). Sein Autor übernimmt das paulinische Briefformular, „ohne jedoch apostolische Autorität in Anspruch zu nehmen“ (ebd.), wie Lindemann gegen andere Auffassungen betont. Aufbau und Inhalt werden detailliert entfaltet (S. 62–67) und in Form einer ausführlichen Gliederung verdeutlicht (S. 67–69). Das Kapitel über die Situation in Korinth und die Motive der römischen Intervention (S. 72–74) zeigt, dass der Inhalt des Briefes über den aktuell gegebenen Anlass weit hinausgeht und dass es 1 Clem um die Ämterfrage schlechthin geht. Eine wie immer

geartete „Kontrollfunktion“ der römischen Gemeinde über andere lässt sich nicht erkennen (S. 74), der Brief liefert demnach kein Indiz für einen römischen „Primat“ in der Christenheit. Was die Verfasser- und Datierungsfrage betrifft, schließt sich Lindemann mit guten Gründen dem ‚mainstream‘ an: Autor des ins letzte Jahrzehnt des ersten Jahrhunderts zu datierenden Briefs – er kennt noch keinen Monepiskopat (S. 78) – war ein führender Amtsträger der römischen Gemeinde, der bald mit einem ebensolchen namens Clemens identifiziert wurde (S. 77).

Der Herausgeber Wilhelm Pratscher hat sich des zweiten Clemensbriefes angenommen und bietet als hervorragend ausgewiesener Kenner der Materie auf den folgenden 20 Seiten einen informativen Extrakt seines einschlägigen Kommentars (KAV 3, Göttingen 2007). Diese älteste erhaltene christliche Predigt gewährt einen „hochinteressant“(en) Einblick in die Theologie des östlichen Heidenchristentums in der Mitte des 2. Jahrhunderts (S. 83) – Pratscher datiert den Brief nach der *opinio communis* zwischen 130 und 150 (S. 101). Die Verkündigungsinhalte werden im Kapitel über das theologische Profil der Schrift (S. 90–97) differenziert entfaltet. Bei dem Brief, dessen Struktur nur schwer zu bestimmen ist (Pratscher unternimmt im 3. Kapitel einen eigenen Gliederungsversuch; vgl. dazu S. 85 Anm. 4 mit den divergierenden Modellen), handelt es sich um eine „Bußpredigt mit paränetischer Ausrichtung“ (S. 86): Es geht um das rechte Tun und um Umkehr angesichts der Kürze der Zeit (S. 94 f.), die eher in der Zeit vor dem individuellen Tod als im Ende dieser Welt gesehen wird (S. 93). Der Tenor ist der einer eher angstbesetzten Paränese mit Betonung des verantwortungsvollen Handelns in dieser Welt. Gegen Gnostiker und Doketen als Hauptgegner werden Inkarnation und jetzige sarkische Kirche besonders hervorgehoben (S. 97–99). Bezüglich des Abfassungsortes entscheidet sich Pratscher gut nachvollziehbar für Ägypten (S. 100 f.), wobei der Verfasser nicht namentlich identifizierbar ist. Insgesamt bietet der Beitrag einen erhellenden Einblick in eine spannende und facettenreiche, wenngleich nicht leicht zugängliche Schrift des frühen östlichen Heidenchristentums.

Wesentlich populärer als 2 Clem und bereits bei Eusebius (HE III, 36, 2 ff.) ausführlich bezeugt sind die sieben Briefe des Märtyrerbischofs Ignatius von Antiochien, die der Münsteraner Neutestamentler Hermut Löhr im folgenden Kapitel vorstellt. In aller Kürze und Prägnanz geht er eingangs auf die berühmte „ignatianische Frage“ ein, die sowohl den handschriftlichen Befund und die Überlieferungsgeschichte als auch die Verfasserschaft in den unterschiedlichen Traditionsstufen sowie die Datierung samt dem historischen und theologischen Kontext betrifft. Der Autor schließt sich der Mehrheitsmeinung an, dass mit der mittleren der drei Rezensionen die älteste erreichbare Textfassung vorliegt, und geht von den sieben bei Eusebius genannten Briefen aus (nach Ephesus, Magnesia, Tralles, Rom, Philadelphia, Smyrna und an Polykarp). Wenngleich die Echtheitsfrage bis heute offen ist und angesichts

vermeintlicher Anachronismen immer wieder der Fälschungsvorwurf ins Feld geführt wird (so z. B. von R. Hübner und Th. Lechner, die in den Briefen monarchianistische Tendenzen erkennen), vertritt der Autor die bereits im 19. Jahrhundert (Zahn, Lightfoot) vorherrschende und durch neuere Arbeiten (Harland, Brent) erhärtete Mehrheitsmeinung und geht von der Echtheit der sieben Briefe der mittleren Rezension aus. Demzufolge lag die Sammlung wohl bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts als solche vor (S. 108); nach Eusebius sind die Briefe bereits in die Zeit Trajans, d. h. in die beiden ersten Jahrzehnte des zweiten Jahrhunderts zu datieren, worauf Löhr sich allerdings nicht eindeutig festlegt. Die „Gefangenschaftsbriefe“ (S. 109), die von einem „Netzwerk von Gemeinden“ (S. 111) zeugen, lassen Konflikte grundsätzlicher theologischer Art erkennen, die wertvolle Einblicke in Organisation und Denken christlicher Gemeinden in unmittelbar nachneutestamentlicher Zeit gewähren. Das wird bereits an der auf S. 111–113 dargestellten ausführlichen Gliederung der Ignatianen deutlich und im Kapitel über das theologische Profil der Schriften dieses „originellen theologischen Denker(s) des frühen Christentums in seelsorgerlicher und kirchenleitender Absicht“ (S. 117) umfassend entfaltet (S. 117–127): das Problem der Einheit und Ordnung der Gemeindeämter (mit der Betonung der Ehrenstellung Roms im Präskript des Römerbriefs), die Ämterstruktur von Bischof, Presbytern und Diakonen (Monepiskopat, zumindest in den kleinasiatischen Gemeinden), die eucharistische Gemeinschaft als Symbol dieser Einheit (Eucharistie als „Unsterblichkeitsarznei“), Gotteslehre und trinitarisches Denken, (anti-doketische) Christologie, Abwehr des Judentums sowie Ethik und Eschatologie mit der Betonung der Leiblichkeit der Auferstehung nach dem individuellen Tod. So bietet das Kapitel dem wissbegierigen Leser eine umfassende Einführung in die ignatianische Gedankenwelt und in den in den Ignatianen enthaltenen Reichtum frühchristlicher Theologie.

Obwohl der Verfasser des Polykarpbriefes mit dem von Ignatius mehrfach erwähnten und angeschriebenen Bischof traditionellerweise spätestens seit Eusebius (HE III, 36) identifiziert wird, bleibt der ehemalige Löwener Ordinarius für Kirchen- und Theologiegeschichte Boudewijn Dehandschutter aufgrund der Zweifel hinsichtlich der Authentizität der Ignatianen auffällig zurückhaltend und bezieht in seinem Beitrag über den Polykarpbrief die Ignatiusbriefe nicht in die Rekonstruktion des historischen Kontextes mit ein (zumal er die Spätdatierung der Ignatianen in die 2. Hälfte des zweiten Jahrhunderts zu favorisieren scheint, vgl. S. 130, Anm. 3). Er ist auch nicht auf diese Quelle angewiesen, denn der Bischof von Smyrna ist durch die Geschichte seines Märtyrertodes (MartPol, um 156 n. Chr.) und das Zeugnis des Irenäus (Haer III 3, 4) bestens bekannt. Dehandschutter beleuchtet zunächst den Märtyrertod des „idealen Bischofs“ (S. 131), als der er in den Quellen erscheint, und bezieht dabei auch die jüngst bekannt gewordenen „Harris Fragments“ mit ein, die die Rolle der Juden bei der Verhaftung Polykarps betonen. Der nächste Abschnitt ist der

komplexen Überlieferungslage gewidmet. Dehandschutter geht sowohl von der literarischen Einheitlichkeit als auch von der Authentizität des Briefes aus, den er auf 120 n. Chr. datiert. Neben der ausführlichen Dokumentation der intertextuellen Bezüge wird das theologische Profil der Schrift deutlich herausgearbeitet. Sie stellt eine Paränese dar, die die Gemeinde der Philipper zu einem Leben in Gerechtigkeit als Schutz vor der drohenden Verfolgung aufruft. Mit dieser überzeugenden Gesamtinterpretation beschließt Dehandschutter seine kompetente und einladende Einführung in ein für die christliche Identität des zweiten Jahrhunderts grundlegendes Werk.

Weniger Hemmungen, Polykarp als „Schüler des Ignatius von Antiochien“ zu bezeichnen (S. 147), hat Gerd Buschmann in seinem schönen und anregenden Artikel über das Martyrium des Polykarp. Der Autor geht davon aus, dass der Text dieses ältesten, als eigenständige Schrift überlieferten Martyriums aus der Mitte des 2. Jhdts. kein authentisches „Berichtsprotokoll“ (ebd.; gemeint ist wohl „Gerichtsprotokoll“) auf der Basis von Prozessakten darstellt, sondern dass es sich „um einen im Wesentlichen kerygmatischen Text handelt, der zur Erbauung und Ermahnung der frühchristlichen Gemeinden abgefasst wurde und eine ‚evangeliumsgemäße‘ Theologie des Martyriums propagiert“ (ebd.). In Abwehr eines enthusiastischen Drangs zum Märtyrertod geht es der Schrift laut Buschmann um einen angemessenen, d. h. Christus-zentrierten Märtyrerkult. Nach einem Blick auf Textüberlieferung und Editionen diskutiert der Autor die Frage der Authentizität und Integrität der Schrift, die er jeweils mit guten Gründen befürwortet (ausgenommen MartPol 21 f. als sekundäre Ergänzung) – ebenso wie die Frühdatierung auf 155/156–160. Die These der Integrität wird untermauert durch eine ausführliche Gliederung (S. 153f.) – eine solche findet sich in der Literatur nur selten –, die einen in sich geschlossenen Aufbau der Schrift erkennen lässt. Sitz im Leben ist laut Buschmann die Verlesung im Gottesdienst am Todestag des Märtyrers. Mithin gehört der Text zum Genre „Erbauungsliteratur“ (S. 157), die den Gläubigen, der in dieser Welt ein Fremder ist, zur Nachfolge Christi im Leiden aufruft. Dabei wird einerseits der Märtyrer klar von Christus unterschieden, andererseits wird auch die Kritik an der ignatianischen Martyriumssehnsucht deutlich: „Der Unruhe des Ignatius steht die ruhige Gelassenheit Polykarps gegenüber“ (S. 164). Buschmann arbeitet das theologische Profil dieser Schrift, die maßgeblichen Anteil an der Entwicklung einer Theologie des Martyriums hatte und für die weitere Martyriumliteratur formbildend wurde, sehr klar und ausführlich heraus. Sein reichhaltiger und fundierter Artikel bietet einen vorzüglichen Überblick und Einblick und regt zur Lektüre des Originals an.

Aufgrund ihrer komplexen Überlieferungslage inhaltlich weit weniger ergiebig sind die Fragmente der verschollenen Schrift des Papias von Hierapolis, die der Wiener Systematiker Ulrich H. J. Körtner im folgenden Beitrag beleuchtet. Es ist immerhin erstaunlich, wie viele Informationen er den nach seiner Ausga-

be von 1983/1998 insgesamt 22 Texten (Auflistung der Fundstellen auf S. 174) entlockt. Nach der detaillierten Schilderung der Textüberlieferung geht Körtner zunächst auf Echtheitsfragen und methodische Probleme ein und fördert, wenngleich die schmale Textbasis ein lückenloses Bild unmöglich macht, relativ plausible inhaltliche Eckdaten zu Kosmologie, Eschatologie, frühchristlichem Kontext und Gegnern zu Tage. Den Beitrag beschließen die traditionell in der Forschung bevorzugten einleitungswissenschaftlichen Fragen nach Verfasser (nach Körtner S. 187 „ein Mann der dritten Generation“), Ort und Datierung. Die Schrift, die ein „gattungsgeschichtliches Unikum“ (S. 179) darstellt und Erläuterungen zu Jesusgeschichten und Jesusworten bietet, ist auf jeden Fall theologisch interessant für die Erforschung des frühen Christentums in Kleinasien, wie der Beitrag Körtners anschaulich verdeutlicht.

Von Quadratus stammt das kürzeste Fragment einer frühchristlichen Apologie. Wilhelm Pratscher widmet ihm zwölf Seiten, in denen er auf Überlieferungslage, Verfasserfrage, Anlass, Adressat, Textsorte, Datierung (125/126 n. Chr.), Abfassungsort (Pratscher plädiert für Athen) und das historische und theologische Profil eingeht. Mit einer abschließenden Einschätzung endet das Kapitel. Der Autor bleibt aufgrund der schmalen Textbasis mit Spekulationen wohlthuend zurückhaltend und verzichtet auf gewagte Hypothesen. Immerhin kann er konstatieren, dass die an Kaiser Hadrian gerichtete Schrift wichtig für die Entwicklung der Gattung „Apologie“ gewesen ist und „ein mutiges und überzeugendes Votum für den christlichen Glauben“ (S. 204) darstellt.

Ein ebensolches Zeugnis, formal und inhaltlich jedoch von ganz anderer Art, ist die berühmte „Schrift an Diognet“, die bereits Johann Michael Sailer als eine „Perle der christlichen Literatur“ bezeichnet hat. Horacio E. Lona, durch seinen umfangreichen Kommentar¹ als hervorragender Spezialist für den Diognetbrief ausgewiesen, nimmt in der Einleitung seiner Darstellung dieses Bild auf und betont die Eigenart einer Perle, die zwar „wertvoll und anziehend, aber schwer zugänglich“ ist (S. 208). Vom Adressatenkreis her, der sich nicht auf den binnenkirchlichen Raum beschränkt, würde man „Ad Diognetum“, wie auch das Quadratusfragment, wohl eher unter die Apologeten zählen; die Aufnahme in das vorliegende Handbuch ist der gängigen Praxis der Mehrzahl der Editionen zu den „Apostolischen Vätern“ geschuldet.² Nach einer kurzen Beschreibung der abenteuerlichen Überlieferungsgeschichte sowie der Klärung der einleitungswissenschaftlichen Fragen wie Struktur, literarische Form, Einheitlichkeit (für diese werden gute Gründe angeführt, die Frage bleibt aber letztlich offen) und geistiges Milieu legt Lona den Schwerpunkt auf die Beschreibung des theologischen Profils der Schrift. Sehr detailliert und kompetent zeichnet

1 KfA 8, Freiburg 2001; in seinem Beitrag greift er in den Grundaussagen darauf zurück, vgl. S. 209, Anm. 1.

2 Vgl. S. 210, Anm. 3 bzw. Pratscher in der Einleitung dieses Bandes (S. 12–14).

er ein facettenreiches Bild vom reichen theologischen Gehalt des Werkes: Christentum als „tertium genus“ (neben Judentum und Heidentum), Gottesbild, Christologie und Menschenbild. Abschließend verortet er den Brief oder besser die „Rede in Form einer Lehrschrift“ (S. 210) in Alexandrien und datiert sie in die letzten Jahrzehnte des 2. Jhdts., wobei er einen anonymen Lehrer als Verfasser reklamiert. Der Beitrag bietet eine hervorragende Zusammenfassung der wesentlichen Inhalte seines ausführlichen Kommentars und zeigt in sehr anregender Weise den theologischen und spirituellen Reichtum dieser „wenigen Seiten von Ad Diognetum“ (S. 223) auf.

Als letzten Vertreter in der Reihe der „Apostolischen Väter“ stellt David Hellholm, ehemals Professor für Neues Testament an der Universität Oslo, die umfangreichste Apokalypse des Urchristentums vor, die unter dem Titel „Hirt des Hermas/Pastor Hermae“ (PH) in die frühchristliche Literaturgeschichte eingegangen ist. Nach der *opinio communis*, der sich der Autor anschließt, in Rom entstanden, datiert Hellholm das Werk auf „Mitte bis Ende des 2. Viertels des 2. Jh.“ (S. 250). Sein Beitrag, in dem er auf Textüberlieferung, literarische Komposition, das theologische Profil, intertextuelle Bezüge, die unterschiedlichen Kategorien von Christen im Rom der fraglichen Zeit sowie auf die präzise Definition der Textsorte eingeht, ist sehr detailliert und umfassend, methodisch und inhaltlich äußerst reichhaltig und ergiebig. Der Artikel ist keine „leichte Kost“ und erfordert ein gewisses Maß an Konzentration und Sachkenntnis, wenn z. B. die Textsorte „Apokalypse“ verifiziert wird an „textsyntaktisch-strukturellen“, „textsemantischen“ sowie „textpragmatischen Differenzierungsmerkmalen“ (S. 244–246), was manchen Bachelor- oder auch Masterstudenten überfordern dürfte. Derjenige, der sich die Mühe macht, den anspruchsvollen Beitrag über die nicht minder anspruchsvolle Quelle zur frühchristlichen Bußpraxis aufmerksam zu studieren, wird einen wertvollen und umfassenden Einblick gewinnen sowohl in die Ekklesiologie der Kirche Roms als auch in die Eigenarten der christlichen Apokalyptik im frühen zweiten Jahrhundert.

Beschlossen wird das Handbuch durch eine Gesamtschau auf die „Apostolischen Väter gestern und heute“, in der Jörg Ulrich, Kirchenhistoriker an der Theologischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg, das lobenswerte und hilfreiche Ziel verfolgt, die im vorliegenden Band versammelten Fakten und Ergebnisse zusammenzufassen und zu systematisieren – und zwar im Blick auf die Bedeutung der „Apostolischen Väter“ in der frühen Christentumsgeschichte und für unsere Gegenwart. Seine Ausführungen sind „nach dieser doppelten Richtung gegliedert“ (S. 256). Nach einer kurzen Einleitung in Geschichte und Fragwürdigkeit der Sammelbezeichnung „Apostolische Väter“, die sich z. T. mit den Ausführungen in der Einleitung (Pratscher, S. 11–16) überschneidet, macht er im ersten Teil drei Aspekte aus, die die Schriften der „Apostolischen Väter“ prägen und die Beschäftigung mit ihnen für Kirchen- und Theologiegeschichte, Althistoriker und religionsgeschichtlich Interessierte lohnenswert ma-

chen: Es sind die hier vermittelten zentralen Lehrinhalte und ethisch-sittlichen Positionen als Faktoren christlicher Identitätsbildung einerseits (S. 257–261), andererseits die Auseinandersetzung und Abgrenzung mit den Gegnern von außen (Judentum, pagane Kulte, griechische Philosophie) und innen (Gnostiker, Doketen, judaisierende Christen) (S. 261–264), schließlich der Einblick in Praxis und Wirklichkeit der frühchristlichen Gemeinden, d. h. der Gestaltung christlicher Existenz in der Frühphase des Christentums, von der die Schriftengruppe „ein recht lebendiges, facettenreiches Bild“ liefert (S. 264–267; hier: 264). Das führt zu der Frage, ob diese Vätertexte auch in heutigen religiösen, theologischen und kirchlichen Debatten Impulse geben können oder zumindest dazu verhelfen, „die richtigen Fragen zu finden“ (S. 256). Der Autor unterstreicht, dass es zweifellos „ein neu erwachtes Interesse am Religiösen und an den Religionen“ (S. 267) und „ein Bedürfnis nach Orientierung“ (ebd.) gibt, die einen Rekurs „ad fontes“ angeraten sein lassen. Außerdem sind – bei aller „historischen Abständigkeit und manchmal irritierenden Fremdheit dieser Texte“ (S. 269) – im 21. Jhdt. mentale, religiöse und gesellschaftliche Konstellationen auszumachen, „denen die bunte, vielfältige, religiös hoch komplexe Welt des 2. Jh. in mancher Hinsicht verblüffend ähnelt“ (S. 268).³ Entsprechend führt der Verfasser eine Liste von Aspekten stets aktueller Fragen- und Themenkreise an, zu denen die Auseinandersetzung mit den Apostolischen Vätern beachtliche Anregungen und Stimulationen bietet, wie z. B. die Frage nach dem Selbstverständnis des Christentums in einer nichtchristlichen Umwelt oder die Problematik des Synkretismus. Der Beitrag macht deutlich, dass es sich bei den zur Debatte stehenden frühchristlichen Schriften um „echte Kostbarkeiten“ handelt, die „eben doch mehr als nur eine Fundgrube für den historisch-theologisch und dogmengeschichtlich interessierten Spezialisten“ (S. 269) darstellen. Die Lektüre bedarf allerdings einer Einführung, wie sie der vorliegende Band anstrebt, indem er die Schriften vorstellt und erschließt und damit zur Lektüre der Quellen selbst ermuntern will – so schließt der schöne, interessante und nicht nur historisch-theologisch, sondern auch pastoral und spirituell sehr anregende Beitrag von Jörg Ulrich.

Dass dem Sammelband diese Zielsetzung voll und ganz gelungen ist und hier ein wertvolles, sehr informatives Hilfsmittel zum Verständnis der Väter des 2. Jhdts. vorliegt, kann die Rezensentin nur bestätigen. Zwar mangelt es nicht an Einführungen in die Einzelschriften in den entsprechenden Textausgaben und Patrologien, aber eine derart kompakte und fundierte Zusammenstellung mit hohem wissenschaftlichen Anspruch von ausgewiesenen Kennern der

3 G. Schöllgen spricht in ähnlichem Zusammenhang an anderer Stelle von „Situationshomologie“; vgl. ders., *Alte Kirchengeschichte und Theologie der frühen Kirche*, 204–215, hier: 204, in: J. Wohlmuth: *Katholische Theologie heute. Eine Einführung in das Studium*. 2. Aufl., Würzburg 1995.

Materie sucht man vergebens. So ist das Buch nicht nur eine empfehlenswerte Einführung für Studierende, sondern auch Fachleute werden es mit großem Gewinn lesen.

Anette Rudolph, Würzburg
aerudolph@t-online.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)
